

## Zum Weiterlesen

## Nicola Abé: Asche auf Dotterblumen

**Im Münchner Johannes-Hospiz bestimmen die Wünsche der Sterbenden den Gang der Dinge. Wenn der Patient noch mal ein Fußballspiel im Stadion sehen will, dann kann er das.**

5 **WENN ER TOT IST**, wird Herr Hadryan zuerst nach Mainburg reisen, wo man seinen Leichnam verbrennt, und dann weiter in die Schweiz. Auf einer Almwiese soll man seine Asche in den  
10 Wind werfen. Die Grillen werden ihm ein Ständchen spielen, wenn er zwischen saftigen Gräsern und gelben Dotterblumen landet.

Herr Hadryan trägt jeden Tag Jogginghose und T-Shirt. Aber in seinem Schrank hängen karierte  
15 Flanellhemden, die er aus seiner alten Wohnung mitgebracht hat. In einem Fach links daneben liegen gebügelte Jeans, und darunter stehen Bergschuhe, sein Outfit für die letzte Reise. „Ich kann da ja schlecht im Anzug auf-  
20 tauchen“, sagt er, „sonst sagen die anderen Geister: ‚So ein blöder Bayer!‘ und lachen mich aus.“

Vor fünf Tagen ist Herr Hadryan, 69, in das Johannes-Hospiz in München-Nymphenburg  
25 gezogen, von seinem Balkon aus schaut er in die Wipfel der Bäume. Er ist einer von zwölf Patienten, die hier rund um die Uhr von einem Team aus Pflegern, Therapeuten, Seelsorgern und ehrenamtlichen Mitarbeitern versorgt werden.  
30

„Franz Thomas Hadryan“, sagt er und lächelt, „wie der Kaiser Hadrian. Aber die Hand kann ich Ihnen leider nicht geben.“ Er leidet an amyotropher Lateralsklerose (ALS), einer unheilbaren  
35 Krankheit, die seine Muskeln langsam verschwinden lässt. Irgendwann wird er nicht mehr lächeln können, nicht mehr schlucken und schließlich nicht mehr atmen. Alles wird er bei vollem Bewusstsein und Verstand erleben.

40 [...] Lebensverlängernde Maßnahmen hat er ausgeschlossen. Ein paar Monate, schätzt er, wird es noch dauern. Ins Hospiz ist er gekommen, weil er die Angst nicht mehr ertragen konnte. [...] Seit Herr Hadryan hier ist, kann er  
45 wieder ruhig schlafen.

Gregor Linnemann, 48, leitet das Heim der Barmherzigen Brüder seit acht Jahren. Sein

Büro im Erdgeschoss ist hell und freundlich, aus dem Garten dringt das Plätschern eines Springbrunnens. „Bei uns gibt es keine Routine, keine festen Essens- oder Schlafenszeiten“, erklärt er, „jeder Patient bestimmt seinen eigenen Tagesablauf. [...] Es ist ganz einfach: Wenn jemand eine Kugel Eis möchte, holen wir eine Kugel  
50 Eis“, sagt er. Und wenn ein Patient noch ein letztes Mal ein Fußballspiel sehen möchte, dann gehen sie mit ihm ins Stadion. Er selbst fuhr neulich zum Konditor und kaufte ein Stück Sahnetorte für eine alte Dame, die seit Wochen  
55 nichts mehr gegessen hatte. Plötzlich bekam sie Lust auf Torte. Sie habe ein winziges Stückchen probiert und sich gefreut. Zwei Tage später war sie tot. Linnemann blättert in dem Gedankbuch, das am Eingang ausliegt. „Liebe Hanna“, steht da, „endlich hast du es geschafft. Mit deiner Tapferkeit und deiner Würde hast du  
60 uns ein großes Beispiel gegeben. Deine Stiefkinder.“

Die Menschen kommen ins Johannes-Hospiz, um zu sterben. Sie sind unheilbar krank, ihr Tod ist absehbar. Hier geht es nur noch darum, Symptome und Schmerzen zu lindern – auch durch starke Medikamente. Ein Leben muss im Hospiz nicht mit Hilfe künstlicher Maßnahmen  
70 verlängert werden. „Wenn jemand es möchte, legen wir auch eine Magensonde, aber es besteht kein Zwang“, sagt Linnemann. Jedes Handeln werde vom Wunsch des Patienten bestimmt. „Zwei schöne Tage können viel mehr  
75 wert sein als zwei qualvolle Wochen.“

Die Patienten sollen ihre letzten Monate, Wochen oder Stunden möglichst positiv erleben, inneren Frieden finden und Zeit haben, Abschied zu nehmen. Die Lebensqualität der Sterbenden hat oberste Priorität.  
85

[...] Für jeden Patienten steht im Johannes-Hospiz mindestens eine Pflegekraft zur Verfügung, das ist mehr als in jedem Altenheim oder Krankenhaus. Im Obergeschoss gibt es eine  
90 Kapelle und einen Meditationsraum, eine Atemtherapeutin behandelt die Patienten mit beruhigenden Druckmassagen, eine Musiktherapeutin spielt für sie auf der Harfe. Die Krankenkassen zahlen nur einen Teil der Kosten, das Hospiz ist auf Spenden angewiesen.  
95

Herr Hadryan kaut immer abwechselnd ein Stück Brötchen mit Kirschmarmelade, eines mit Nutella. Ein Pfleger steckt sie ihm mit der Gabel in den Mund. Er liebt Süßigkeiten. Früher habe er jeden Tag eine ganze Tafel Schokolade gegessen, sagt er. Damals arbeitete er als Taxifahrer, [...] doch dann war eines Tages die Kraft in seiner linken Schulter weg. Herr Hadryan ging zum Arzt. Ein paar Untersuchungen später eröffnete man ihm, er habe noch etwa drei Jahre zu leben. Er verkroch sich in seiner Wohnung, las im Internet das Tagebuch einer Betroffenen. Als es plötzlich endete, saß er mit rasendem Herzen vor dem Bildschirm. Das war vor fünf Jahren.

Lange Zeit hat er durchgehalten in seiner Wohnung, ein ambulanter Pflegedienst betreute ihn. [...] Schließlich ließ er sich auf die Warteliste für das Johannes-Hospiz setzen. Herr Linnemann kam ab und an zu Besuch. Beim letzten Mal sagte er, es sei nun Zeit, ins Hospiz zu kommen. Hadryans geliebte Jesus-Figur, die er an einem kalten Morgen auf dem Weg zur Arbeit gefunden hatte, nahm der Hospizleiter schon mal mit. Der kleine Jesus aus Holz war vom Kreuz abgelöst, die Arme gebrochen. „Linnemann versprach, er werde ihn für mich reparieren“, erzählt Hadryan. Jetzt steht er auf einem Regal über dem Kopfende seines Bettes. „Meine Jesus-Ecke“, sagt er. In einer Schnitzerei hat Linnemann ein neues Kreuz anfertigen lassen und neue Arme für die Figur. „Ich habe gedacht: Zwei Männer ohne Arme, das geht nicht“, sagt Linnemann und bekommt feuchte Augen, „Herr Hadryan hat ja auch keine.“

**FÜR EMOTIONEN** soll im Johannes-Hospiz Platz sein – auch für die der Angestellten. „Wir sind berührbar“, sagt Gregor Linnemann, „und wir wollen auch keine künstliche Distanz aufrechterhalten.“ Nicht selten entstünden Freundschaften zwischen Personal und Patienten. Gegen die Macht zwischenmenschlicher Beziehungen lasse sich ohnehin kaum ankämpfen. Natürlich sei man traurig, wenn jemand stirbt. Aber die Mitarbeiter dürften sich nicht in einen Abwärtsstrudel ziehen lassen. Um das zu verhindern, gibt es in dem Hospiz eine monatliche Gruppensitzung, um Probleme zu besprechen. „An anderen Arbeitsplätzen ist es vielleicht nicht erwünscht, Gefühle zu zeigen“, meint Herr Linnemann, „aber hier ist man ohne Empathie nicht arbeitsfähig.“

Linnemann arbeitete früher als Pfleger auf einer Intensivstation. Das Sterben, fand er, hatte dort keinen Wert. Es ging darum, den Tod zu bekämpfen. Und wenn der doch gewonnen hatte, wurde die Leiche möglichst schnell beiseitegeschafft, vergessen, weitergemacht. Aber er mochte den Job. Eines Tages hatte er einen Autounfall. Schwer verletzt wurde er auf seiner eigenen Intensivstation eingeliefert und notoperiert. Er überlebte. Doch er war dem Jenseits so nah gekommen, dass es ihm schwerfiel, wieder auf die andere Seite zu wechseln. Plötzlich war da die Idee in seinem Kopf, dass man auch dem Sterben einen Raum geben müsste, dass es einen würdevollen Ort geben sollte für Menschen, die nicht die Chance hatten, wieder gesund zu werden. Linnemann wechselte in die Palliativpflege.

Zu der Zeit, Ende der neunziger Jahre, entstanden in Deutschland viele moderne Hospize. Die Barmherzigen Brüder eröffneten 1991 eine der ersten Palliativstationen in München. Die Ordensgemeinschaft hatte bereits im Mittelalter Sterbende betreut, unabhängig von Herkunft oder Konfession.

Dass der Tod für viele Menschen auch heute noch ein Tabuthema ist, erlebt Linnemann häufig. [...] Immer noch trenne eine unsichtbare Schwelle das Hospiz von der Gesellschaft. Der Tod werde verdrängt, nicht als Teil des Lebens wahrgenommen. „Dabei lebe ich viel intensiver, wenn ich mir meiner Endlichkeit bewusst bin“, sagt Linnemann.

Jedes Mal, wenn im Johannes-Hospiz jemand gestorben ist, stellen die Pfleger ein buntes Kreuz aus Metall und Glas vor seine Tür, durch das Kerzenlicht schimmert wie bei einer Laterne. Vier davon gibt es.

Auch vor Ulrike Sanders' Tür wird einmal so ein Kreuz stehen. Vielleicht jenes, das aussieht wie eine afrikanische Tänzerin, die lacht und die Arme ausbreitet. „Ich war immer ein Glückskind“, sagt Sanders, 45. Sie trippelt vorsichtig von ihrem Bett zu einem Stuhl, eine zarte, blonde Frau mit Sommersprossen und azurblauen Augen. Ihre Beine sind dünn geworden, zehn Kilogramm hat sie in den letzten Wochen verloren. Vor einem Jahr konnte sie noch Yoga machen und Liegestütze, ging Joggen.

Der Krebs hat sich erst in ihre Brust gefressen und dann in die Lunge. „Mein ganzes Leben lang bin ich immer meinem Herzen gefolgt und habe nur das gemacht, was ich wollte“, sagt

- 200 Sanders. Die Dinge hätten sich für sie gefügt. So bekam sie den Studienplatz für Tanzpädagogik in Leipzig, später zog sie nach München, arbeitete als Physiotherapeutin und Heilpraktikerin. „Ich konnte vielen Leuten helfen.“
- 205 Umso bitterer war es, als ihr selbst niemand helfen konnte. Sie hat viel versucht, um den Krebs zu bekämpfen, eine Brustoperation, Akupunktur, Stromstöße, Blutbestimmung nach der Dunkelfeld-Methode. Irgendwann musste sie
- 210 einsehen, dass jede Art von Medizin ihre Grenzen hat, dass sich die Krankheit nicht vertreiben ließ. „Ich dachte immer, wir hätten eine Wahl“, sagt sie, „aber wir haben keine.“ [...] Seit Sanders hier ist, hat sie sich ein wenig erholt. Der
- 215 Umzug fiel ihr nicht leicht, weil „Hospiz so nach Endstation klingt“. Doch wenn sie möchte, kann sie jederzeit zu Hause schlafen. Inzwischen hat sie ihre Steuererklärung gemacht, Vollmachten unterzeichnet und Briefe an
- 220 ihre Kinder geschrieben, einen Sohn und eine Tochter, 15 und 17 Jahre alt. „Die Kinder loszulassen, das ist das Schwerste“, sagt Sanders. Dann bricht ihre Stimme, und sie weint. Auf dem Tisch steht ein Strauß Rosen. „Manchmal denke ich: Der liebe Gott hat
- 225 eine Liste mit Wundern. Und irgendwo ganz unten steht mein Name, er hat ihn nur noch nicht entdeckt. Da steht: Wunder für Ulrike Sanders.“
- 230 [...] Ihr Mann habe stets sehr viel gearbeitet und wenig Zeit für die Familie gehabt. „Vielleicht ist es das Einzige, was ich bereue: Ich hätte auf den Tisch hauen sollen. Er hat so viel verpasst.“ [...]
- 235 Ein paar Wochen später geht es Frau Sanders sehr schlecht. Sie isst nicht mehr in der Küche. Sie will auch nicht mehr in einem Rollstuhl in den Park geschoben werden, die Sinneseindrücke sind zu stark, der Weg ist zu holprig, das Licht zu hell, die Vögel zu laut.
- 240 Wenn Frau Sanders gestorben ist, wird ihr Leichnam 24 Stunden lang in ihrem Zimmer liegen. Zeit, um sich zu verabschieden, so ist es im Hospiz üblich.
- 245 **FÜR IHRE BEERDIGUNG** hat sie alles vorbereitet: ihre Grabrede geschrieben, die Musik ausgesucht, Reamonn, die Rockband, die hat sie immer gemocht. Ihren Kindern will sie noch sagen, dass sie ihrem Herzen folgen sollen und nicht dem Verstand.
- 250 In den letzten acht Jahren sind im Johannes-Hospiz 1200 Menschen gestorben. Jeden Monat zwölf. Herr Hadryan ist schon über vier Wochen da.
- 255 „Meine linke Hand!“, sagt er, „ich kann sie nicht mehr bewegen.“ Wochenlang hatte er keine Probleme, dann, plötzlich, seit ein paar Tagen, fühle sich die Hand an wie tot. Gestern habe er sich zum ersten Mal auf der Toilette helfen lassen müssen, schrecklich sei das gewesen. „Ich wische jeden Tag Hintern“, habe die Pflegerin nur gesagt, und er antwortete: „Ja, aber nicht
- 260 meinen.“ Selbstständigkeit sei ihm stets wichtig gewesen.
- 265 Vor drei Jahren konnte er seine Schulden endlich abbezahlen. Er schloss eine Lebensversicherung ab, die nun die Kosten für Sarg und Einäscherung trägt. Die 324 Euro für seine Naturbestattung auf der Almwiese hat Herr Hadryan lieber schon im Voraus bar bezahlt. Von
- 270 seiner letzten Reise kann ihn niemand mehr abhalten. Warum gerade die Schweiz? „Da war ich noch nie“, sagt Herr Hadryan.
- Nicola Abé: Asche auf Dotterblumen. Spiegel Wissen 04/2012, S. 60 ff.